



Carsten Wippermann

Gewalt und Milieus

Untersuchungen zur Reflexion
einer menschenfreundlichen
Gewaltprävention

BELTZ JUVENTA

Carsten Wippermann
Gewalt und Milieus

Carsten Wippermann

Gewalt und Milieus

Untersuchungen zur Reflexion einer
menschenfreundlichen Gewaltprävention

BELTZ JUVENTA

Der Autor

Prof. Dr. Carsten Wippermann (geb. 1966) ist Soziologe mit Schwerpunkt der empirischen Forschung zu Alltagskulturen, Gleichstellung von Frauen und Männern, Wertewandel und soziale Milieus; Professor für Soziologie und Methoden der Sozialforschung an der Kath. Stiftungshochschule München, Gründer und Leiter eines eigenen sozialwissenschaftlichen Instituts (DELTA-Institut für Sozial- und Ökologieforschung GmbH).

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronische Systeme.



Dieses Buch ist erhältlich als:
ISBN 978-3-7799-6788-0 Print
ISBN 978-3-7799-6789-7 E-Book (PDF)

1. Auflage 2022

© 2022 Beltz Juventa
in der Verlagsgruppe Beltz · Weinheim Basel
Werderstraße 10, 69469 Weinheim
Alle Rechte vorbehalten

Herstellung: Ulrike Poppel
Satz: Datagrafix, Berlin
Druck und Bindung: Beltz Grafische Betriebe, Bad Langensalza
Beltz Grafische Betriebe ist ein klimaneutrales Unternehmen (ID 15985-2104-100)
Printed in Germany

Weitere Informationen zu unseren Autor_innen und Titeln finden Sie unter: www.beltz.de

Inhalt

1. Einleitung	7
2. Erfahrungen und Einstellungen in den sozialen Milieus zu Gewalt	13
2.1. „Etablierte“	48
2.1.1. Lebenswelt	49
2.1.2. Wahrnehmung von Gewalt und Vorschläge zur Prävention	52
2.2. „Postmaterielle“	75
2.2.1. Lebenswelt	75
2.2.2. Wahrnehmung von Gewalt (Hauptdimensionen)	79
2.2.3. Modernisierungskritische Perspektive	89
2.2.4. Wertorientiert-pädagogische Perspektive	101
2.2.5. Prävention	118
2.3. „Performer“	126
2.3.1. Lebenswelt	127
2.3.2. Wahrnehmung von Gewalt und Vorschläge zur Prävention	130
2.4. „Konservative“	151
2.4.1. Lebenswelt	152
2.4.2. Wahrnehmung von Gewalt und Vorschläge zur Prävention	155
2.5. „Traditionelle“	183
2.5.1. Lebenswelt	184
2.5.2. Wahrnehmung von Gewalt und Vorschläge zur Prävention	187
2.6. „Bürgerliche Mitte“	210
2.6.1. Lebenswelt	211
2.6.2. Wahrnehmung von Gewalt und Vorschläge zur Prävention	213
2.7. „Benachteiligte“	234
2.7.1. Lebenswelt	234
2.7.2. Wahrnehmung von Gewalt und Vorschläge zur Prävention	239
2.7.3. Männer: Omnipräsenz von Gewalt und Problem, sich als Opfer zu sehen	240
2.7.4. Frauen: zunehmende Angst vor Gewalt	252

2.8. „Hedonisten“	276
2.8.1. Lebenswelt	277
2.8.2. Wahrnehmung von Gewalt und Vorschläge zur Prävention	281
2.9. „Expeditiv“	308
2.9.1. Lebenswelt	308
2.9.2. Wahrnehmung von Gewalt und Vorschläge zur Prävention	313
3. Ergänzende Befunde der Repräsentativbefragung zu Gewalt	337
4. Gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit in Milieus	367
4.1. Ausprägungen und Zusammenhänge	367
4.2. Die Gesamtdisposition: Soziale Lage und Milieu	399
4.3. Sensiblere Gewaltwahrnehmung bei fremdenfeindlichen Dispositionen	403
4.4. Affinität zu sozialen Bewegungen	406
5. Die autoritäre Persönlichkeit	409
5.1. Die F-Skala von Adorno/Berkeley-Gruppe	409
5.2. Methode und Subskalen	414
5.3. Empirische Ausprägungen der Subskalen heute	417
5.4. F-Skala heute: Milieuschwerpunkte der autoritären Persönlichkeit	422
5.5. Zusammenhang mit gruppenbezogener Menschenfeindlichkeit	435
5.6. Zusammenhang mit Sympathien für soziale Bewegungen und Parteien	438
5.7. Sehnsucht nach Autorität und Alternativlosigkeit	445
6. Resümee	449
Literatur	512
Anhang	518

1. Einleitung

Gewalt von Menschen gegen Menschen ist alltäglich und vielfältig, zugleich ein moralisch negativ bewerteter und stilistisch nicht akzeptierter Teil der sozialen Wirklichkeit. Phänomene von Gewalt gab und gibt es in allen Gesellschaften; sie scheinen eine *conditio humana* zu sein, andererseits abhängig von der Zivilisation, Kultur und Rechtslage einer Gesellschaft. Gewalt ist Normalität in der Gesellschaft und trotzdem ist ihr Gegenteil, die Gewaltfreiheit, die soziale Norm des Miteinanders. Die sozialen und moralischen Stigmatisierungen von Gewalt sowie politische und rechtliche Maßnahmen gegen Gewalt können nicht als Sisyphusarbeit gelten, weil es keine ertraglosen und sinnlosen Anstrengungen sind, wenngleich ein Ende nicht absehbar und nicht vollständig erreichbar scheint. Aber es rückt die Frage ins Zentrum, gegen welche Gewalt sich unsere Bevölkerung wendet und stemmt, welche Gewalt sie überhaupt sieht – und ob dieses Bild von Gewalt überhaupt einheitlich in der Bevölkerung ist. Davon ist nicht auszugehen in einer zunehmend individualisierten Gesellschaft, in der soziale Vielheit und Ungleichheiten zunehmen.

Die Untersuchung gibt keine Definition von Gewalt vor, sondern ist definitorisch offen. Denn das Ziel der Studie ist zu *verstehen*, was die Menschen im Land unter Gewalt verstehen. Es geht nicht um eine wissenschaftliche oder philosophische Analyse von Gewalt, sondern um das empirische Alltagsverständnis von Gewalt. Es werden allerdings bestimmte Formen von Gewalt ausgegrenzt: Es geht hier *nicht* um vom Staat verfassungsrechtlich ausgeübte Gewalt im Rahmen der Gewaltenteilung, *nicht* um rechtlich legitimierte Gewalt, *nicht* um individuelle Notwehr und Nothilfe. Diese Untersuchung befasst sich mit den Erfahrungen und Einstellungen der Bevölkerung zu Gewalt von Menschen gegen Menschen im Alltag. Das umfasst sowohl persönliche als auch strukturelle Gewalt sowie institutionelle und korporative Gewalt durch Organisationen.

Ziel der Untersuchung ist es also herauszuarbeiten, was die Menschen unter „Gewalt“ verstehen, wie und welche Gewalt in ihren unterschiedlichen Formen, Ausdrucksarten, Adressaten, Situationen sowie hinsichtlich der Folgen für Betroffene und Täter die Menschen wahrnehmen, deuten, sortieren, gewichten und bewerten. Das soll eine empirische Grundlage sein zur Entwicklung von Präventionsmaßnahmen gegen Gewalt. Dazu scheint ein milieudifferenzierter Ansatz hilfreich, weil dieser unmittelbar an den Lebensauffassungen und Lebensweisen der Menschen orientiert ist. Das ist elementar, damit Präventionsmaßnahmen die Menschen medial und mental erreichen und bewegen. Dazu wurden mit qualitativen narrativen Interviews und anschließender Repräsentativbefragung die Erfahrungen und Einstellungen der Bevölkerung zu Gewalt untersucht. Grundgesamtheit ist die deutschsprachige Wohnbevölkerung in Bayern im Alter

ab 18 Jahren. Die Befunde der Bevölkerungsuntersuchung liefern fundierte qualitative Tiefeneinsichten sowie quantitative Größenordnungen, die sich auf die definierte Grundgesamtheit beziehen.¹

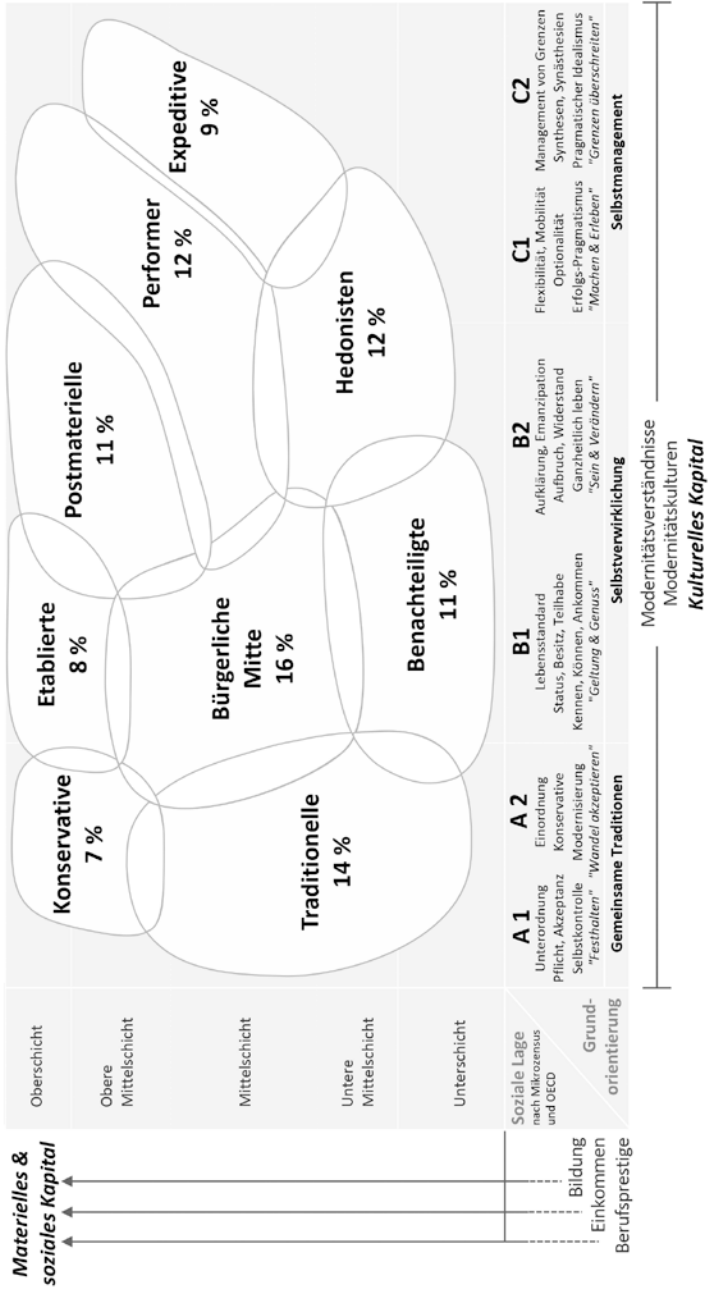
Das Besondere dieser Studie ist, dass sie erstmalig das Thema der Gewalterfahrungen, Gewaltbewertungen und Vorstellungen zur Gewaltprävention spezifisch mit dem Lebensweltenansatz untersucht. Darin bestehen die Innovationskraft und das Alleinstellungsmerkmal dieser Untersuchung. Das von Alfred Schütz (1932, 1957) und Thomas Luckmann (1975) entwickelte Konzept der *Lebenswelten* sowie die von Pierre Bourdieu (1979) vorgenommene Erweiterung des Begriffs *Kapital* (materielles, kulturelles, soziales, symbolisches) sowie seine Dialektik von *Habitus* und *Feld* führten in der empirischen Sozialstrukturforschung dazu, die Alltagswelten der Menschen und damit die Gesellschaft in ihrer Komplexität, adäquater als herkömmliche Schichtungsmodelle, in den Blick zu nehmen und neben der objektiven äußeren Lage auch die subjektiven Dimensionen der Alltagswelt zu erfassen.² Das Milieumodell ist keine Alternative zum vormaligen, rein soziodemografischen Schichtungsmodell (mit den Merkmalen Einkommen, Bildung, Berufsposition etc., aus denen die soziale Lagerung nach Oberschicht, Mittelschicht, Unterschicht bestimmt wird), sondern eine Erweiterung: Denn mit zunehmender Individualisierung und Pluralisierung der Gesellschaft ist die Schichtzugehörigkeit nicht mehr suffizient, um Einstellungen und Verhalten der Menschen zu verstehen und zu erklären. Damit wird das Handeln der Menschen nicht mehr nur über die äußerliche soziale Lage erklärbar, sondern auch über kognitive, semantische, sozialpragmatische und ästhetische Dispositionen. Insofern fassen Milieus Menschen zusammen, die sich in ihrer Lebensauffassung und Lebensweise ähneln; Menschen mit ähnlichen mentalen Orientierungen (Werten, Einstellungen, Präferenzen,

1 Grund für diese Definition der Grundgesamtheit ist, dass diese Untersuchung angeregt und finanziert wurde vom Bayerischen Staatsministerium für Familie, Arbeit und Soziales. Die Befunde dieser Untersuchung können aufgrund der eingesetzten qualitativen und quantitativen Methoden Repräsentativität beanspruchen (das Untersuchungsdesigns ist im Anhang beschrieben). Gleichwohl lassen sich die Ergebnisse wohl auf andere Bundesländer oder ganz Deutschland übertragen. Es man in anderen Bundesländern etwas andere Prozentwerte geben, aber das Niveau und die Richtung der Aussagen werden mit hoher Wahrscheinlichkeit sehr ähnlich sein.

2 Vgl. Bourdieu, Pierre (1982): Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilkraft; Hradil, Stefan (1987): Sozialstrukturanalyse in einer fortgeschrittenen Gesellschaft; Ueltzhöffer, Jörg/Flaig, Berthold B./Meyer, Thomas (1993): Alltagsästhetik und politische Kultur; Bremer, Helmut/Lange-Vester, Andrea (Hrsg.) (2006): Soziale Milieus und Wandel der Sozialstruktur; Wippermann, Carsten (2011): Milieus in Bewegung. Werte, Sinn, Religion und Ästhetik in Deutschland; Wippermann, Carsten/Wippermann, Katja (2013): Eltern – Lehrer – Schulerfolg: Wahrnehmung und Erfahrungen im Schulalltag von Eltern und Lehrern; Wippermann, Carsten (2018): Kitas im Aufbruch – Männer in Kitas. Die Rolle von Kitas aus Sicht von Eltern und pädagogischen Fachkräften.

Abbildung 1

DELTA-Milieus®
Ein Gesellschaftsmodell



Weltanschauungen), ähnlichem Lebensstil (Routinen, Gewohnheiten, Verhaltensmuster) und ähnlicher sozialer Lage. Das dieser Untersuchung zugrundeliegende, empirisch repräsentative Gesellschaftsmodell der Delta-Milieus[®] ist hier abgebildet.

Milieus sind somit elementar (aber nicht nur) über *Werte* konstituiert. Es wäre zu einfach (holzschnittartig) und sachlich falsch, Milieus dadurch zu charakterisieren und voneinander zu unterscheiden, dass man ihnen unterschiedliche Werte zuschreibt. Die empirische Milieuforschung zeigt, dass alle Werte unserer Gesellschaft (Gerechtigkeit, Freiheit, Sicherheit, Solidarität, Fleiß, Selbstverwirklichung, Ordnung, Fairness usw.) in jedem Milieu „da“, bedeutsam und konstitutiv sind. Aber die verschiedenen Werte – sowie (Sekundär-)Tugenden und Prinzipien – haben in den Milieus eine je andere semantische Bedeutung, einen je eigenen Verweisungshorizont und eine milieuspezifische Funktion. Darin unterscheiden sich Milieus voneinander: sie haben eine je eigene lebensweltliche Bedeutung und Konfiguration der Werte (vgl. Wippermann 2011). Insofern hat jedes Milieu eine eigene Wertearchitektur und Soziologik, die maßgeblich bestimmend dafür sind, wie Gesellschaft gesehen und bewertet wird, wie sich die Menschen in ihren Lebenswelten privat und beruflich orientieren, wie sie Frauen und Männer und andere Geschlechter sehen (Geschlechterrollenbilder), wie ihre Vorstellungen von einem guten und gerechten Leben sind, welche Anforderungen an Politik sie haben, wie sie Gewalt wahrnehmen, welche Vorstellungen von privat-persönlicher sowie öffentlicher, durch politische Maßnahmen unterstützter Gewaltprävention sie haben, auch wie die Soziale Arbeit hier unterstützend sein kann.³

Die Untersuchung gliedert sich in fünf Teile. Der erste Teil der Untersuchung (Kapitel 2 und 3) liegt in der Identifikation und Analyse milieuspezifischer Deutungen von Gewalt und Vorstellungen einer Prävention, denen milieuspezifische Vorstellungen, Ideen, Utopien von einer richtigen Gesellschaft bzw. vom guten eigenen Leben in dieser Gesellschaft zugrunde liegen. Danach folgen zwei darüber hinausgehende Kapitel, die ebenfalls auf repräsentativen Daten basieren: *Gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit* und *Autoritäre Charakterstrukturen*. Das abschließend Kapitel *Resümee* führt diese Befunde zusammen mit Blick auf das, was zu tun wäre im Horizont einer emanzipierten offenen Gesellschaft.

Was unter den Sammelbegriff *gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit* gefasst wird, sind Haltungen der Nicht-Anerkennung von Personengruppen jenseits der eigenen Lebenswelt, die projektiv und karikierend dadurch gekennzeichnet werden, dass sie *anders* sind als die Eigengruppe, sodass ihnen von manchen

3 In der Sozialen Arbeit hat das lebensweltorientierte Paradigma, beginnend bereits vor fünf Jahrzehnten, zur vertieften alltagsnahen Theoriebildung sowie zur handlungsorientierten Fundierung für verschiedene Praxisfelder geführt (vgl. Thiersch 1978, 1986, 1992, 2019; Grunwald/Thiersch 2002, 2004; Krafeld 1998; Rauschenbach et al. 1993; Thiersch/Böhnisch 2014).

Würde, Daseins-, Hierseins-, gar Existenzberechtigung und schon gar gleiche Rechte und Chancen abgesprochen werden. Exemplarisch untersucht wurden Fremdenfeindlichkeit, Antisemitismus, Antiislamismus, Rassismus, Homophobie und Sexismus sowie die Grundhaltung einer Anti-Diversität. Die Befunde beschreiben, wie stark diese Haltungen sind und in welchen Milieus Keimzellen und Verbreitung sind.

Die Analysen zur *autoritären Persönlichkeit* gehen eine Ebene tiefer und identifizieren eine auch der gruppenbezogenen Menschenfeindlichkeit zugrundeliegende spezifische Charakterstruktur. Sie knüpfen in Theorie und Methode an die berühmte (und im Nachgang kritisch diskutierte) Untersuchung von Adorno und der Berkeley-Gruppe mit der Entwicklung der F-Skala (Faschismus-Skala) an. In der hier vorgestellten Untersuchung wurde repräsentativ erhoben, wie stark die Teildimensionen autoritärer Charakterstrukturen sowie die Gesamtdisposition heute verbreitet sind, in welchen Milieus diese Charakterstrukturen am stärksten verbreitet sind und reproduziert werden – und in welchen Milieus das Widerstandspotenzial am stärksten ist und kultiviert wird. Dabei wird auch ein Blick geworfen auf die in der Corona-Pandemie aufgekommene Sehnsucht nach Autoritäten zur Erklärung und Lösung des Infektionsgeschehens, bei der Mehrheit im Vertrauen auf den politisch-wissenschaftlich-administrativen Apparat, bei einer Minderheit in der vorbehaltlosen Anerkennung einer empirisch haltlosen Erzählung, die als „Verschwörungstheorie“ bezeichnet wird, deren Protagonisten und Anhänger sich als freiheitswahnende „Querdenker“ bezeichnen und primär zu früheren Mobilitäts- und Konsumgewohnheiten zurück wollen. Beide speisen sich aus derselben Wurzel der psychischen Entlastung durch vorbehaltlose Anerkennung einer externen Autorität und streben nach Reinstallation der früheren Normalität. Die vormalige Vergangenheit wird zur Utopie erklärt und stilisiert. Eine alternative Vorstellung zum Früheren konnte sich selbst in einer Zeit, als die fest eingestellten Mechanismus ausgehebelt waren, nicht entfalten.

Das abschließende Resümee spiegelt die in den Milieus wahrgenommenen Gewaltformen mit den Erfahrungen von Expertinnen und Experten, die beruflich mit Gewalt zu tun haben.⁴ Dabei zeigt sich eine Kluft zwischen den milieuspezifischen Gewaltnarrativen und der von professionellen Hilfeeinrichtungen gesehenen Gewalt. Auch im Ensemble aller Milieus wird ein erheblicher Teil der von professionellen Fachstellen gesehenen und behandelten tatsächlichen Gewalt in den sozialen Lebenswelten nicht gesehen oder tabuisiert, oder ist

4 Die befragten Expertinnen und Experten sind tätig in Einrichtungen der Kinder- und Jugendhilfe, der offenen Jugendarbeit (Streetworker), kommunalen Sozialdiensten und Fachdiensten gegen häusliche und sexualisierte Gewalt, Frauenhäusern, Organisationen der Jungen- und Männerarbeit, Beratungsstellen für Männer als Opfer von Gewalt, Jugendämtern, Asylsozialberatungen, Ankerzentren und Flüchtlingsunterkünften etc. Es wurden 30 Experteninterviews durchgeführt zwischen Juni und Dezember 2021. Alle Interviews wurden nach Verfahren der rekonstruktiven hermeneutischen Analyse ausgewertet.

weitgehend ein abstraktes Label (bspw. „häusliche Gewalt“, „Gewalt in Flüchtlingsunterkünften“, „Stalking“). Das verweist darauf, dass Präventionsarbeit auch Aufklärung der Gesellschaft und in die einzelnen Milieus hinein sein kann bzgl. der Vielfalt und Brutalität der Alltagsgewalt. Weiter werden die Befunde reflektiert vor dem Hintergrund der ambivalenten Moderne bzw. Postmoderne (Zygmunt Bauman), der Theorie der Anerkennung (Axel Honneth), an Tätern und Täterinnen orientierten Präventionsmaßnahmen und Erziehungsmaximen (Theodor W. Adorno: Erziehung nach Auschwitz), der antipodischen Narrative des binär-asymmetrischen Feminismus und des Maskulismus, der Geschlechtergerechtigkeit und des intersektionalen Feminismus sowie der soziokulturellen und sozialräumlichen Ghettoisierung.

2. Erfahrungen und Einstellungen in den sozialen Milieus zu Gewalt

Gewalt ist ein schillerndes Wort, mit dem – das zeigen die empirischen Befunde – jede Frau und jeder Mann reale oder fiktionale Bilder verbindet, basierend auf medialen Berichten, Spielfilmen, Beobachtungen und eigenen Erfahrungen, verbunden mit Gefühlen der Macht, Ohnmacht, Stärke, Überlegenheit, Angst oder Wut, aus denen Einstellungen gegenüber Gewalt erwachsen. Alle haben einen differenzierten Bewusstseinskosmos über die vielfältigen Formen von Gewalt, über Werkzeuge der Gewaltanwendung, Schweregrade der Verletzungen, strategische Ziele oder impulsive Anlässe seitens der Täter sowie Vorstellungen darüber, wer eher zu Gewalttaten neigt und was typische Opfer oder Opfergruppen sind. Würde man in einer Repräsentativbefragung eine umfangreiche Liste erstellen mit der Frage, ob man von den verschiedenen Formen der Gewalt von mindestens einer (oder zwei oder drei) schon gehört habe, ob man einmal persönlich Gewalt beobachtet oder selbst erfahren habe, lägen die Werte bei 100 %. Diese Untersuchung will *nicht* dieses Oberflächenwissen der Bekanntheit, Beobachtung und Betroffenheit erfassen. Ziel ist nicht eine Statistik der Prävalenz von Gewalt.

Vielmehr geht es darum, das Alltagsbewusstsein der Menschen zu Gewalt zu verstehen. Es geht um die soziokulturelle Rekonstruktion, mit der die Menschen in den verschiedenen Milieus Gewalt wahrnehmen und deuten. Gegenstand der Untersuchung sind die subjektive und lebensweltliche Logik sowie der Horizont, in dem Gewalt verstanden, gewertet, erklärt wird. Zudem werden von den Befragten Möglichkeiten zur Gewaltprävention vorgeschlagen, die natürlich keine professionelle Expertise sind, aber auf die Räume präferierter Ansätze hinweisen – und im Milieuvvergleich auch darauf, welche Tabuzonen es in einem Milieu gibt, wie unterschiedlich Richtung und Tiefe der Präventionsideen zwischen den Milieus sind. Die Zugänge zu Gewalt sind zwischen den Milieus zum Teil sehr verschieden: Formen, Werkzeuge, Schweregrade, Anlässe und Ziele, vorgestellte oder erlebte Täter und Opfer, ursächliche Erklärungen und sozialmoralische Beurteilungen haben in jedem Milieu ein anderes Gewicht, eine andere semantische Bedeutung. Und auch Überlegungen zur Prävention sind in hohem Maße abhängig von der Lebensauffassung und Lebensweise der Menschen. Doch bevor diese Logik milieudifferenziert in diesem Kapitel skizziert und in den hinteren Kapiteln ausführlich beschrieben wird, zunächst einige elementare Grundzüge, die sich durch die Bevölkerung ziehen.

Die Menschen gehen nicht davon aus, dass sie in einer gewaltfreien Gesellschaft leben. Gewalt ist eine Realität nicht nur im Rest der Welt, sondern

auch in Deutschland, wenngleich Deutschland aufgrund der Rechtsstaatlichkeit und Gewaltenteilung im Vergleich zu anderen Ländern ein geringeres Maß an krimineller und terroristischer Gewalt haben mag, wie man sie etwa über Kolumbien, Mexiko, Brasilien, Südafrika, Nigeria, Indien, oder über die Mafia hört. Und in Deutschland haben paramilitärische rechts- oder linksextreme Organisationen keinen dominanten oder öffentlich akzeptierten Platz bzw. ein Nischendasein, wenngleich sie – so die Auffassung – stabile subkulturelle Netzwerke pflegen. Auch wenn extremistische Organisationen und Netzwerke mit ausgeprägter gruppenbezogener Menschenfeindlichkeit von Verfassungsschutz, Militärischem Abschirmdienst, Polizeidienststellen, Kriminalpolizei und anderen staatlichen Institutionen beobachtet werden, betonen nahezu alle in dieser Untersuchung, dass dies wichtige Sicherheitsvorkehrungen für eine offene freiheitliche demokratische Gesellschaft, aber kein Grund zur Beruhigung seien und permanente Wachsamkeit erforderten. Vor allem erfassen diese Sicherheitsinstitutionen nicht die weniger extremistisch und weniger organisierten Formen von Gewalt, die sich täglich ereignen und von denen die Menschen unmittelbar betroffen sind als Opfer oder Beobachtende. Diese Gewalt zeigt sich in unzählbar vielen Formen der Verletzung anderer, ist nicht sozial und geografisch einkreisbar und isolierbar, damit nicht einfach zu bekämpfen. Sie ist ubiquitär.

Dabei zeigt sich ein Paradoxon: Gewalt ist – so die Wahrnehmung – alltäglich und fast überall. Und doch beschreibt fast jede Frau und jeder Mann sich selbst und die eigene engere Nahwelt als gewaltfrei. Alle haben und hatten bereits Gewalterfahrungen. Diese werden aus früheren biografischen Phasen als Episoden berichtet (Elternhaus, frühere Partnerschaft) und aktuell in der Öffentlichkeit auf Straßen, in Parks, im Verkehr, in Kneipen und Clubs, auf Volksfesten und Privatfeiern sowie am Arbeitsplatz wahrgenommen. Die Diagnose der überwiegenden Mehrheit der Bevölkerung ist, dass Aggression und Alltagsgewalt in den letzten Jahren zugenommen haben; eine Minderheit sieht ein unverändertes Level an Gewalt, nur Ausnahmen sehen einen Rückgang der Alltagsgewalt. Aber die eigene private Lebenswelt beschreiben fast alle als aktuell gewaltfrei (in manchen Milieus mit Verweis darauf, dass es „früher“ in ihrer Kindheit und Jugend mehr Gewalt innerhalb der Familie, in der Schule und im Ort gegeben habe, aber diese Zeiten seien glücklicherweise vorbei). Diese Schmeichelei der eigenen Lebenswelt im Kontrast zur sich ausbreitenden Gewalt im Alltag jenseits der eigenen Lebenswelt zeigt sich in allen Milieus. Gewalt kommt somit – in der Alltagsdeutung der Menschen – meistens nicht aus dem eigenen Umfeld (es sei denn, Alkohol ist im Spiel), sondern von außen: von *Fremden* und *anderen Milieus*.

Mehr noch als Kriminalität (Raub, Erpressung etc.) beunruhigt die Menschen die alltägliche Gewalt, die Menschen als Angehörige eines Kollektivs erfahren oder als Individuum, weil sie dem Täter bzw. der Täterin gerade im Weg sind, behindern oder stören, oder weil sie zufälliges Objekt für das Abreagieren von Frust, einen Erlebniskick aus Spaß oder zur Machtdemonstration zur Steigerung

des Selbstwertgefühls und Ansehens in der Gruppe sind. Wenn ein Jugendlicher in der Bahn der Fahrkartenkontrolleurin in den Bauch tritt, wenn Sanitäter und Rettungskräfte im Einsatz von Schaulustigen attackiert werden, wenn eine Frau durch verbale oder körperliche Übergriffe zum Sexualobjekt gemacht wird, wenn im Straßenverkehr Autofahrer, Fußgänger und Radfahrer einander beschimpfen und sogar handgreiflich attackieren, sind das symptomatische Beispiele einer wachsenden Normalität alltäglicher Gewalt, die verstört, bedrohlich ist und mit der sich niemand abfinden will.

Wäre die Selbstdiagnose der Gewaltfreiheit im eigenen Umfeld in einzelnen Milieus tatsächlich der Fall, könnte sich Präventionsarbeit auf die anderen Milieus konzentrieren. Doch wenn in allen Milieus die Selbstdiagnose gestellt wird, dass Gewalt überall in der Gesellschaft ist, aber nicht hier, sondern woanders, wirft das Fragen auf nach der selektiven Wahrnehmung: nach außen ein geschärfter, sensibler, voreingestellter Blick; nach innen partielle Blindheit und mangelnde Selbstreflexion sowie Techniken von Tabuisierung, Bagatellisierung, Covering.

Umgekehrt gibt es die Wahrnehmung gestiegener Aggressivität und Gewalt im Äußeren: in der Öffentlichkeit (Straßenverkehr, Parks, Kneipen, Clubs), mediale und digitale Gewalt (Normalität von Gewalt in Spielfilmen einerseits; soziale Netzwerke, Blogs, Foren, Mails andererseits)⁵, in den Großstädten (aus Sicht der ländlichen Bevölkerung), in bestimmten *anderen* Stadtteilen, in *anderen* sozialen Klassen, in *anderen* Partnerschaften, in *anderen* Familien. Dies kann man interpretieren als eine Gesellschaft, die eine gestiegene Sensibilität für Alltagsgewalt hat, kulturell differenziertere Sensoren und Begrifflichkeiten sowie moralisch feinere und kritischere Urteile. Das führt zur Frage, in welchem Verhältnis die hohe Sensibilität für Alltagsgewalt im Äußeren steht zur Bagatellisierung der von der eigenen Nahwelt ausgehenden Gewalt sowie zur oft dramaturgischen Schilderung der Bedrohung der eigenen Person und Nahwelt durch Gewalt von außen bzw. von Fremden. Es gibt Grund zu der Annahme, dass die Betonung äußerer Gewalt die Funktion hat, die Gewalt im Inneren zu kaschieren (nicht bei jedem Einzelnen, aber tendenziell), sich selbst bzw. die eigene Lebenswelt nur in dem Lichte zu sehen, potenzielles Opfer zu sein, aber nie Täter. Das bewahrt psychisch und in der lebensweltlichen Binnenkommunikation davor, sich selbstkritisch hinsichtlich eigener Gewalttätigkeit zu scannen oder institutionelle Gewalt wahrzunehmen, die vom eigenen Kollektiv ausgeht. Das muss nicht notwendig so sein. So könnte die hohe Wahrnehmung äußerer Gewalt auch das Gespür für Gewalt in der eigenen Lebenswelt und durch sie befördern.

5 Digitale Gewalt umfasst eine Vielzahl von Angriffsformen, die auf Herabsetzung, Rufschädigung, soziale Isolation, Nötigung oder Erpressung bestimmter Personen oder Personengruppen abzielen. Die durch digitale Medien mögliche anonyme Vorgehensweise und die Bandbreite digitaler Kommunikation erleichtern die Angriffe.

Ein Ansatzpunkt wäre die Sprache, in der fremde Gruppen und Personen beschrieben werden: ein Ansatz zur Reziprozität der Perspektive hinsichtlich der eigenen Gewalttätigkeit gegenüber anderen. Möglicherweise liegt darin einer der Hebel eines Präventionskonzepts.

Ein zentraler Befund der Untersuchung ist, dass Gewalt in allen Milieus nicht auf politisch-extremistisch oder religiös-ideologisch motivierte Gewalt reduziert wird. So werden zwar ein wieder wachsender Antisemitismus, eine zunehmende Islamfeindlichkeit, grundsätzliche Ausländerfeindlichkeit, Flüchtlingsressentiments sowie ein individueller sowie organisationsgetragener Rassismus in Form verbaler und auch terroristischer Gewalt diagnostiziert; ebenso Gewalt in Flüchtlingsunterkünften durch Flüchtlinge, aber auch gegen Flüchtlinge seitens des Wachpersonals sowie durch die Formen der Unterbringung und administrativer Behandlung; sowie seit Beginn der Corona-Pandemie steigende Ressentiments gegen Ausländerinnen und Ausländer (insbesondere gegen Personen aus dem asiatischen, südosteuropäischen, afrikanischen und arabischen Raum). Aber das sind in der Wahrnehmung der Bevölkerung lediglich Spitzen verschiedener Eisberge einer grundlegenden Alltagsgewalt. Hier zeigt sich eine große Sensibilität für Gewalttaten im Alltag, die nur selten und selektiv in den Medien diskutiert werden, nicht dramaturgisch aufladbar und nahezu banal erscheinen, die aber deshalb so verstörend sind, weil sich in ihnen eine normal gewordene Aggression Bahn bricht, die kaum medial oder politisch skandalisierbar ist. Die am häufigsten genannten Beispiele dazu beziehen sich auf Aggression im Straßenverkehr (bspw. zwischen Autofahrern, Autofahrer versus Radfahrer, Radfahrer versus Fußgänger/Wanderer), verbales Anpöbeln im Supermarkt oder in Fußgängerzonen, insgesamt eine zunehmende Rücksichtslosigkeit (oder schwindende Rücksicht) für Belange und Befindlichkeiten anderer. Und es gibt in allen Milieus den Verdacht, dass es – lange vor der Corona-Pandemie – eine erhebliche häusliche Gewalt gegen Frauen und Kinder gibt. Hingegen wird häusliche Gewalt gegen Männer selten thematisiert, und wenn dann nur, dass man davon mal gehört hat, was aber den meisten schwer vorstellbar und eine seltene Ausnahme zu sein scheint, wenngleich man auf eine wohl bestehende Dunkelziffer hinweist. Eine noch deutlich höhere Dunkelziffer als häusliche Gewalt gegen Männer vermuten die meisten in Bezug auf häusliche Gewalt gegen Frauen und Kinder und noch stärker die Gewalt von Müttern an ihren Kindern, mit dem Hinweis, dass diese Gewalttaten noch immer weitgehend unerkannt sind und tabuisiert werden, sich erstrecken von scheinbar banaler verbaler, körperlicher und sexueller Gewalt bis hin zu regelmäßiger und auch institutionalisierter Gewalt, und dass es diese wohl in allen Schichten und Klassen gebe.

In den gehobenen Milieus wird diese Liste der Gewaltwahrnehmung ergänzt um Gewalt gegenüber Menschen, die intersexuell sind oder transident (transgender), die fettleibig sind oder magersüchtig, oder gegenüber Frauen nach einer (sichtbaren, vermuteten) dekorativen Schönheitsoperation. Dies

beschreiben jene mit mittlerer oder hoher Formalbildung abstrakt als *Gewalt gegenüber Menschen, die anders sind und der persönlichen, eigenen normativen Vorstellung von Normalität, Körperlichkeit, Sexualität, Lebensstil nicht entsprechen*. Allein dieser Befund der recht hohen Sensibilität von Alltagsgewalt, die nicht auf extremistische oder kriminelle Gewalt reduziert werden dürfe, kann als Beleg für einen Reifezuwachs an Zivilisation herangezogen werden. Die Sensoren für Gewalt sind mehrdimensional und feinsinnig. Doch paradoxerweise wird gerade in den differenzierten und feinsinnigen Diagnosen einer omnipräsenten, zunehmenden Gewalt die Realität einer neuen Härte und Aggressivität in der Gewaltkultur offenbart.

Die spontane erste Assoziation zum Wort „Gewalt“ ist bei nahezu allen die *massive physische Körperverletzung*. Körperliche Gewalt steht im Zentrum erster Assoziationen. Doch es dauert meist nur wenige Sekunden, dann wird diese Form ergänzt durch *psychische (seelische) Gewalt*, meistens mit der Anmerkung: „Das ist *auch* Gewalt!“ Auch wenn psychische Gewalt während der Ausübung weniger sichtbar sei seien psychische Verletzungen oft schlimmer und dauerhafter als körperliche Gewalt in den Tiefenwirkungen und Spätfolgen. Diese beiden Kernbegriffe von Gewalt werden meistens ergänzt durch drei weitere Formen: *verbale Gewalt* (auch als ein Mittel psychischer Gewalt) und *sexuelle Gewalt* (als Mittel physischer und psychischer Gewalt; von *Voyeurismus*, *verbalen Angriffen* der Geschlechtszugehörigkeit oder sexuellen Orientierung, *habituell-körperlicher* Aufdringlichkeit bis hin zu *Vergewaltigung*). Nur bei wenigen, meistens in den Milieus der Konservativen, Etablierten, Postmateriellen, Expeditiven, gehören auch strukturelle und institutionelle Gewalt durch Organisationen zur Gewaltassoziation. Dabei wird differenziert zwischen Gewalt der demokratisch-verfassungsrechtlichen Gewaltenteilung (Legislative, Judikative, Exekutive) sowie der informellen „vierten Gewalt der freien Presse“ mit voreingestellt positiver oder neutraler Bewertung einerseits; Gewalt durch Organisationen der Privatwirtschaft (Machtmissbrauch der Marktmacht) und im Non-Profit-Sektor (Verbände, Träger, Kirchen) andererseits, die ambivalent und derzeit tendenziell kritisch bewertet wird. Weniger in den Milieus der Konservativen und Etablierten, vorwiegend in den Milieus der Postmateriellen und Expeditiven wird diese klare Dichotomie von legitimierter versus inakzeptabler Gewalt infrage gestellt. Sie verweisen darauf, dass auch Organisationen der staatlichen Gewaltenteilung mitunter nicht neutral sind, sondern ihre legalen Machtbefugnisse überschreiten würden, zum Beispiel unverhältnismäßige Gewalt einzelner Polizisten gegen Menschen bestimmter Gruppierung; Staatsanwälte, die gegen rechte Gewalt nicht ermitteln; Richter mit politischer Tendenz in ihren Urteilen; bestehende Gesetze (oder unterlassene Gesetze), die direkt oder indirekt strukturelle Gewalt befördern oder aufrechterhalten (Ehegattensplitting, Frauen in Führungspositionen, Klimawandel, Artenschutz etc.).

Brennpunkte von Gewalt sind für die meisten *Gewalt gegen Kinder, Gewalt von Rechtsextremen* gegen Juden, Muslime und gegen Menschen anderer

Herkunft (häufig Afrika, Nahost) und Religionen mit den Eskalationen der Morde und Mordversuche in Kassel (Lübcke), Halle und Hanau. Zu alltäglichen, nahezu gewohnten Kriegsplätzen von Gewalt zählen vor allem Personen aus gehobenen Milieus eine wachsende *Rücksichtslosigkeit im Straßenverkehr* sowie eine *Verrohung der Sprache*, insbesondere in den aus ihrer Sicht noch immer weitgehend rechtsfreien Räumen des Internets, wo die Möglichkeit zur Anonymität davor schützt, Verantwortung für die eigenen Äußerungen zu übernehmen und ein Experimentier- und Steigerungsfeld für Grenzübertritte existiere. All dies wird von den meisten auf einen Kern zurückgeführt und ist für sie deshalb nicht akzeptierbar: *Mangel an Respekt vor der Würde des Anderen*. Der nach Einschätzung der Mehrheit besonders unterschätzte Brennpunkt von Gewalt sei *häusliche Gewalt* (auch wenn durch die mediale Berichterstattung über den Anstieg häuslicher Gewalt im Zuge des Corona-Lockdowns häusliche Gewalt stärker in den Blick gerückt ist). In den Interviews wird gleichzeitig deutlich, dass die Rede über *Brennpunkte von Gewalt* der Alltagswahrnehmung nicht gerecht wird – auch wenn Rassismus, Rechtsradikalismus, Antisemitismus, Antiislamismus und daraus entstehende Aggression und Gewalttätigkeit zugenommen haben. Allein der Ausdruck oder die Metapher „Brennpunkte“ erscheint den meisten unzutreffend und irreführend. Denn alltägliche Aggression und Gewalt verdichten sich in der Wahrnehmung der meisten nicht auf wenige Hotspots oder Lokalitäten, sondern sind breit gestreut. Die Rede von Brennpunkten birgt die Gefahr, sich mit Maßnahmen auf diese zu fokussieren und die verstörende und verletzende Alltagsgewalt darüber aus dem Blick zu verlieren, zu relativieren oder zu bagatellisieren.

Es zeigt sich eine Asymmetrie in der subjektiven Gewaltwahrnehmung: Auf der einen Seite sind Aufmerksamkeit und Sensibilität für Gewalt gestiegen, die man bei anderen beobachtet oder die einem selbst widerfährt: Hier beobachtet man in vielen Bereichen eine gestiegene Aggression und Gewaltbereitschaft. Zwar wären frühere Gewaltformen „Gott sei Dank“ nicht mehr möglich (Ohrfeigen in der Schule; Züchtigung zu Hause), aber das Spektrum der Gewaltformen habe sich erweitert, sei differenziert und subtiler geworden, zugleich sei die Hemmschwelle der Menschen zu spontan-explosiver Gewalt gesunken. Gleichzeitig bekunden auffallend wenige, dass von ihnen selbst Gewalt ausgeht, dass sie selbst gelegentlich gewalttätig werden. Die Selbstwahrnehmung steht im voreingestellten Modus der Gewaltfreiheit.

Über diesen beschriebenen *common sense* von „Gewalt“ hinaus gibt es in den sozialen Milieus je eigene Wahrnehmungsfilter und Bewertungsschablonen. Gewalt ist je nach sozialhierarchischer Klassenlage und Grundorientierung anders konnotiert und gedeutet. Was in einem Milieu institutionalisiertes Alltagsritual ist (z. B. verbale Neckereien, körperliche oder verbale Begrüßungsrituale, freundschaftliche Kampfrituale z. B. im Milieu „Hedonisten“, „Benachteiligte“, auch Arbeitende im Milieu „Traditionelle“), wird in einem anderen Milieu als

gewaltsame Verletzung des eigenen Territoriums (des organischen Körpers, bestimmter Körperregionen, der seelischen Versehrtheit etc.) aufgefasst. Vor allem in gehobenen Milieus („Etablierte“, „Konservative“, „Postmaterielle“, „Performer“) geht es weit über physische Gewaltlosigkeit hinaus. Es geht um sprachliche, verbale, mentale und seelische Unversehrtheit des und der Einzelnen, auch um die guten Sitten und den Habitus des bzw. der Einzelnen, die seine bzw. ihre zweite Haut sind, Kern seiner bzw. ihrer Identität und Würde. Während „Postmaterielle“ immer wieder darauf hinweisen, die *strukturelle und institutionelle Gewalt* verstärkt in den Blick zu nehmen als Ursprung und Katalysator von individueller alltäglicher Gewalt, ist diese Kategorie für „Performer“ nahezu bedeutungslos und ihre Vorstellung von Gewalt radikal individualisiert. Während „Postmaterielle“ eine Lösung darin sehen, die „sozialen Blasen“ (geschlossene soziale Kreise, Wohnghettos) zu durchbrechen und die entstandenen (Feind-) Bilder vom fremden Anderen zu überwinden, plädieren „Performer“ im Gegensatz dazu für die Strategie, klassen- und milieuhomogene soziale Kreise und Quartiere zu pflegen, innerhalb der Quartiere Zonen des Rückzugs, der Distanz und Ruhe einzuziehen, weil dann erst gar keine Aggressionen wachsen könnten, die aus ihrer Sicht entstehen, weil die Menschen täglich durch zu viele Reize und die Dauerpräsenz von sozialem Gefälle gestresst seien und aufgrund großer Dichte keine Rückzugsmöglichkeiten hätten.

Von spezifischen Erfahrungen mit sexueller Gewalt berichten Frauen aus allen Milieus. Das Thema „sexuelle Gewalt“ ist bei Männern aber nur in wenigen Milieus präsent: nahezu bei allen Männern im Milieu der Postmateriellen, bei einem Teil der Etablierten, Performer und Expeditiven, gar nicht im Milieu der Traditionellen, Benachteiligten und Hedonisten. Hingegen erzählen Frauen aus allen Milieus von selbst erlebter oder beobachteter sexueller Gewalt. Das verweist auf eine andere Untersuchung, die zeigt, dass es verschiedene Formen und Situationen sexueller Gewalt an Frauen (durch Männer) in allen Schichten und Altersgruppen gibt, aber die Deutung mitunter völlig unterschiedlich ist, abhängig von der Milieuzugehörigkeit (vgl. Wippermann 2019). Zur Illustration einige Aussagen aus den Interviews:

„Was ich ganz furchtbar fand und wirklich Gewalt war, als wir während des Studiums eine Clique von Mädels in Spanien waren. Da war der Strand recht leer. Wir haben uns trotzdem mit Bikini da aufgehalten. Und vielleicht zehn Meter weiter an einem wirklich leeren Strand lag ein Mann auf der Seite uns anschauend und hat vor uns onaniert. Das habe ich als wirkliche sexuelle Gewalt empfunden. Und so was in der Form ist mir als junges Mädchen oder junge Frau öfters widerfahren. Da gab es Beispiele während einer Reise in einem überfüllten Bus, wo die Menschen so aneinandergedrängt sind. Und da war ein Mann besonders nah an mir gedrängt und der hatte sein Geschlechtsteil rausgezogen aus der Hose und hat sich an mich gepresst.“ [Frau, 51 Jahre, HR-Leiterin im internationalen IT-Unternehmen, Milieu „Etablierte“]

„Ich hatte vor zehn Tagen ein Erlebnis in der U-Bahn, da hat sich ein Mann neben mich gesetzt, ganz nah neben mich. Das war mir so unangenehm, dass ich weggerutscht bin; habe noch gedacht, ja, kann ja mal passieren. Mit der Zeit ist er wieder immer näher zu mir gerutscht und hat angefangen, mich mit seinem kleinen Finger am Bein zu berühren, was mir furchtbar unangenehm war. Ich hatte eine kurze Hose an, aber sonst keinen großen Ausschnitt oder so. Ich habe mich dann woanders hingesetzt, habe mich nicht getraut, zu ihm was zu sagen oder zu andern was zu sagen. Und ich habe mich lange danach nicht getraut, es irgendjemanden zu erzählen, weil ich gedacht habe, dass die alle denken: ‚Ja die, so schlimm wird es schon nicht gewesen sein.‘ Für mich war es schon schlimm. Seitdem setzte ich mich in der Bahn oder im Bus nie mehr an die Fensterseite, ich sitze immer am Gang, damit ich aufstehen kann, wenn was ist.“ [Frau, 23 Jahre, Studentin, Milieu „Postmaterielle“]

„Mir ist es mehrmals passiert, im Kino oder in der U-Bahn betatscht zu werden. Und einmal am Badesee – da hat ein Typ zu mir rüber gestarrt und sich selbst befriedigt. Ich finde, das ist schlimmer, als wenn er dich nur antatscht.“ [Frau, 29 Jahre, PR-Agentur, Milieu „Performer“]

„Ich habe eine Freundin, die in einer Bar arbeitet und die hat von ihrem Chef gesagt bekommen, dass sie sich weiblicher anziehen soll. Die läuft eher in weiten Pullis und Hosen rum. Er meint, kurze Röcke, enge Lederhose und figurbetonte Kleidung kommt besser bei den Gästen an.“ [Frau, 26 Jahre, Milieu „Hedonisten“]

„Als Sexismus empfinde ich die Werbungen, denn meistens werden da nur die ganz dünnen Frauen genommen, die wirklich die Kurven haben, also nicht dick sind.“ [Frau, 34 Jahre, Kassiererin im Discounter, Milieu „Benachteiligte“]

Gewalt gegen Männer wurde in nur wenigen Interviews von Befragten selbst thematisiert; das gilt noch mehr für häusliche Gewalt gegen Männer, die nur von Frauen aus den Milieus der Hedonisten sowie einzelnen Frauen und Männern aus den Milieus der Postmateriellen und Expeditiven thematisiert wurde. Gewalt gegen Männer ist nicht nur emotional und abwertend besetzt, sondern für Betroffene in hohem Maße schambesetzt. Wenn Frauen Opfer von Gewalt (durch Männer) werden, ist dies ein Ereignis, für das sie sich schämen aufgrund der erlittenen Verletzung und Erniedrigung, der Demonstration ihrer Ohnmacht, des Verlusts ihrer Würde sowie ihrer körperlichen und seelischen Unversehrtheit, darüber hinaus ein biografisches Stigma, zugleich ein Skandal und Verbrechen, das sie anklagen – manche auch öffentlich und strafrechtlich. Wird hingegen ein Mann Opfer von Gewalt durch andere Männer, gilt dies als Ausdruck körperlicher oder mentaler Schwäche und als Makel an seiner Männlichkeit (ein schwacher Mann). Wird ein Mann Opfer häuslicher Gewalt durch seine Ehefrau oder Lebenspartnerin, kommt dies in seiner Wahrnehmung durch die Gesellschaft einem totalen Gesichtsverlust als Mann gleich (eine Memme, kein richtiger Mann). Die geschlechterspezifischen Rollenbilder von Männern versperren

selbst heute in der fortgeschrittenen Moderne⁶ ein genaues Hinsehen und Identifizieren, wenn ein Mann Opfer von körperlicher, psychischer oder sexueller Gewalt durch eine Frau (oder gar seine Frau) wird.⁷

In den narrativen Interviews thematisierten weder Männer noch Frauen, dass sie Männer kennen, die Opfer von häuslicher (psychischer, körperlicher, sexueller) Gewalt wurden, oder dass sie davon schon über Erzählungen oder Medien gehört haben.⁸ Das Thema häusliche Gewalt gegen Männer ist noch immer weitgehend tabu; ebenso die Thematisierung von Frauen als Täterinnen. Dies hat keinen Platz im persönlichen Gewalt-Narrativ, schon gar keinen prominenten, der Gewalt gegen Männer als spezifisches Problem benennen würde. Oft erst auf gezieltes Nachfragen bestätigten einige (wenige) Befragte, dass Männer wohl, was man gelegentlich höre, auch Opfer von häuslicher Gewalt würden, was man sich aber gar nicht wirklich vorstellen könne. Wie Mehltau liegt die überkommene stereotype, dichotome und pauschalisierende Zuschreibung, die in den 1960er bis 1980er Jahren von radikalfeministischen Gruppen zum Zwecke der Aufklärung und Benennung realer Gewalt vorangetrieben wurde, dass Männer Täter und Frauen Opfer seien, auf den gesellschaftlichen und individuellen Wahrnehmungsfiltren und erschwert eine differenzierte Sicht auf Alltagsrealitäten.⁹ Die Realität, dass auch Männer Opfer der Gewalt von Frauen werden, ist bisher kaum in die öffentliche Wahrnehmung eingedrungen bzw. noch kein akzeptiertes oder sich selbst fortschreibendes Narrativ. Zu groß sind dazu die Abwehrreflexe, als würde der Skandal der Gewalt von Männern an Frauen etwas verlieren (an Aufmerksamkeit, Kraft), wenn auch die Gewalt von Frauen an Männern (oder anderen Frauen) thematisiert und genauso ernst als Skandal betrachtet würde.

In der Repräsentativbefragung (via Fragebogen mit gestützten Fragen und gestuften Antwortkategorien) sagen 11 % der Männer, dass sie von ihrer aktuellen oder früheren Lebenspartnerin *körperliche (nicht-sexuelle)* Gewalt erlebt hätten,

6 Dabei soll hier nicht diskutiert werden, ob die gegenwärtige Gesellschaft als Postmoderne, Spätmoderne, Zweite Moderne etc. beschrieben werden soll. Diese begrifflichen Etikettierungen basieren auf spezifischen theoretischen Gegenwartsdiagnosen.

7 Es sei denn, Männer *als Kollektiv* sind von struktureller oder institutioneller Gewalt betroffen.

8 In den über 200 narrativen Interviews sprachen nur sieben Befragte das Thema an.

9 Selbst in der Phase verordneter häuslicher Quarantäne und Homeoffice aufgrund der Corona-Pandemie berichteten Medien, warnten politische Akteurinnen und Akteure sowie Interessenverbände – meistens empirisch ungestützt oder aufgrund singulärer Fälle – pauschal von einer flächendeckenden Retraditionalisierung der Rollenteilung und zunehmender Gewalt gegen Frauen. Von mehr (gleichberechtigter Teilhabe) von Männern an Haushaltsaufgaben oder von dem höheren Risiko der häuslichen Gewalt gegen Männer war hier fast nie die Rede. Das zeigt, wie sehr in Krisenzeiten alte Deutungs- und Erklärungsmuster revitalisiert werden und Konjunktur bekommen, während ergänzende differenziertere Betrachtungen zurückgeworfen werden.

14 % *massive verbale, psychische* Gewalt und 8 % *sexuelle* Gewalt.¹⁰ Insgesamt (in der Nettosumme) waren 18 % der Männer mindestens einer dieser Formen häuslicher Gewalt ausgesetzt. In der Öffentlichkeit waren nach Selbstauskunft 26 % der Männer schon betroffen von körperlichen Übergriffen und Angriffen. Die empirischen Tatsachen, dass auch Männer Opfer häuslicher Gewalt werden und mehr Männer als Frauen in der Öffentlichkeit Gewalt erfahren, spiegelt sich nicht in den Wahrnehmungen und Narrativen der Bevölkerung. Dort ist weiterhin die binäre monolineare Zuschreibung Männer = Täter und Frauen = Opfer dominant. Das Thema „Gewalt gegen Männer“ nimmt milieuübergreifend hinsichtlich der Bedeutsamkeit eine randständige bzw. marginalisierende Rolle ein.

Es gibt Ausnahmen: zum einen körperliche und psychische Gewalt, die (wenige) Männer durch Gewalt krimineller Clans im Dunstkreis von Drogen, Prostitution, Erpressung erleiden mit der Anmerkung, dass diese Männer sich durch Kontakte in diese Unterwelt selbst in diese Gewaltsphäre begeben haben (bei diesen Erzählungen liegt der Verdacht nahe, dass die Bilder sehr stark durch Spielfilme und Klischees sowie Berichte der Boulevardpresse mitgeprägt sind und bei den meisten nicht auf eigenen Beobachtungen beruhen); zum anderen strukturelle Gewalt gegen Männer, die von Personen mit antifeministischer, androzentrischer und maskulinistischer Einstellung geäußert werden, die mit Blick auf gleichstellungspolitische Forderungen und Maßnahmen für Entgeltgleichheit oder Frauen in Führungspositionen eine strukturelle Benachteiligung und damit institutionelle Gewalt gegen Männer sehen (etwa wenn Männer nicht befördert werden, weil eine Frau in Führungsposition soll). Im Hauptstrom der Bevölkerung scheint das Thema *Gewalt gegen Männer* bzw. *Männer als Opfer von Gewalt* erst aufzublitzen, wenn man (Mann) selbst Opfer von Gewalt ist, oder wenn man im eigenen Umfeld einen konkreten Mann kennt, dem dies widerfährt.

Aggressivität und Gewalt gegenüber Homosexuelle und Transidente¹¹ ist für die Mehrheit der Bevölkerung kein dominantes Thema, sondern allenfalls

10 Unter den Frauen haben nach Selbstauskunft 21 % körperliche Gewalt, 27 % massive verbale, psychische Gewalt und 14 % sexuelle Gewalt durch ihren aktuellen oder früheren Lebenspartner erlebt. Insgesamt haben 33 % der Frauen mindestens eine dieser Formen häuslicher Gewalt erfahren. Von körperlichen Angriffen in der Öffentlichkeit berichten 22 % der Frauen.

11 Oft als Sammelkategorie beschrieben als LGBT, als eine aus dem englischen Sprachraum übernommene Abkürzung für Lesbian, Gay, Bisexual and Transident/Transgender/Transsexual. Mit dem Aufkommen der Queer-Theorie in den 1980er/1990er Jahren wurde dieses Kürzel angehängt (LGBTQ), mit der notwendig erscheinenden Differenzierung zwischen Inter- und Transsexualität/Transidentität wurde das I ergänzt. Inzwischen gibt es in der politischen und subkulturellen Kommunikation eine Vielzahl von Kombinationskürzeln wie etwa LSBT, LSBTI, LSBTIQ, LSBTI, LGBTQ non-binary. Einige Sammelkürzel tragen den Buchstaben A für Asexualität für Personen, die keine oder wenig-sexuelle Anziehung zu anderen Menschen empfinden. Diese jedoch wurden als Betroffene von Gewalt in den

ein Randphänomen. Nur wenige Befragte¹² erwähnten solche Gewalt überhaupt – und die meisten von ihnen deshalb, weil sie selbst von solcher Gewalt betroffen sind oder jemand aus ihrem Freundeskreis solche Gewalt erlebt hat. Dieser Befund bedeutet nicht, dass es solche Gewalt nicht oder kaum gibt, sondern dass diese von vielen gar nicht wahrgenommen wird und ihr eine geringe *gesellschaftliche* Problemhaftigkeit zugeschrieben wird. Wenn einerseits in Blogs und Foren zahlreiche Betroffene solche Erfahrungen beklagen, Orts- und Landesverbände einen Anstieg von Beleidigungen und Angriffen gegen Lesben, Schwule und Transgender-Menschen berichten, es Strafanzeigen bei der Polizei gibt und empirische Untersuchungen Täter in allen Schichten, Klassen und Milieus ausmachen, die Dunkelziffer weitaus höher vermutet wird als die Anzahl der Anzeigen; wenn andererseits es eine milieuübergreifend kollektive Nicht-Thematisierung dieses Phänomens gibt, dann ist es seitens der Gesellschaft weitgehend individualisiert und privatisiert – und hat *keine gesellschaftliche Existenz bzw. nur eine subkulturelle Existenz*. Insofern bestünde eine Teilaufgabe politischer, medialer und sozialarbeiterischer Präventionsarbeit, die Aufmerksamkeit auf das zu lenken, was von der Mehrheit der Bevölkerung nicht gesehen wird (wenn es denn so existiert, wie Betroffene sowie ihre Vertreterinnen und Vertreter dieses kommunizieren).

2019 gab es nach Auskunft der Bayerische Polizei landesweit 17 Straftaten, die sich gegen die sexuelle Orientierung der Opfer richtete (2018 waren es 6; Polizeipräsidium München 2020: 82). Wenn es eine Kluft zwischen den Wahrnehmungen der Interessenverbände und der Polizei gibt, stellen sich Fragen nach der Hyper- oder Hypo-Sensibilität für solche Gewalt und ihren Klassifikationskriterien. Angesichts der im Jahresverlauf – im Vergleich zu anderen Straftaten – wenigen Strafanzeigen zu Gewalt gegen die sexuelle Orientierung ist zu fragen, ob diese Gewaltereignisse tatsächlich sehr selten sind; oder wenn es deutlich mehr Fälle als Anzeigen gibt, warum es Betroffenen schwerfällt, sich der Polizei anzuvertrauen; ob und ggf. warum dieses für Frauen mit höheren Hürden verbunden ist als für Männer.

Nach Auffassung der Bevölkerung dringt Gewalt nicht nur von außen, von extremistischen Rändern in die Gesellschaft ein (vor der man sich in der Mitte schützen muss), sondern entsteht auch aus der Mitte selbst heraus. Diese Alltagsgewalt abzuwehren ist weitaus schwieriger. Das Problem besteht schon darin, dass die Herkunft dieser Gewalt nicht im extremen Außen der Gesellschaft lokalisiert, damit externalisiert und mit demokratischen Instrumenten entsorgt werden kann, dass die (Mitte der) Gesellschaft sich vor der Gewalt schützen und dieser

narrativen Interviews gar nicht erwähnt, womöglich, weil ihre nicht-sexuelle Orientierung weitgehend unsichtbar ist.

12 In den 218 qualitativen narrativen Interviews wurde das Thema Trans- und homophobe Aggression von nur zwei Befragten thematisiert.

vorbeugen will, die sie selbst produziert. Dieses ist kein echtes Paradoxon, denn eine homogene Mitte der Gesellschaft gibt es längst nicht mehr. Vielmehr gliedert sich die Gesellschaft in verschiedene soziale Milieus, die sich zunehmend auseinanderentwickeln, einander fremd werden und die Gewalt aus anderen Milieus kommend identifizieren – und je eigene (andere) Lösungen des Gewaltproblems fordern. Die Vorstellungen in den einzelnen Milieus zur Gewaltprävention folgen kaum noch einem gesamtgesellschaftlichen Konzept, sondern ihrer spezifischen Lebenslogik. Das ist keineswegs irrational, sondern höchst rational, denn sie sind orientiert an eigenen Erfahrungen von Gewalt sowie ihrer Vorstellung von einem gerechten und guten Leben. Damit haben wir das Problem des blinden Flecks und der Externalisierung des Gewaltproblems innerhalb der Bevölkerung.

Was bedeutet das vor dem Hintergrund, wenn der Verfassungsschutz qua Aufgabendefinition auf links- und rechtsextremistische Gewalt schaut, aber nicht auf nicht-extremistische Gewalt, obwohl solche Gewalt Grundpfeiler der Verfassung schleift? Es werden faktisch – vorbewusst und performativ – Gewichtungen vorgenommen, wenn in der Öffentlichkeit extremistische Gewalttaten häufiger und dramatischer kommuniziert wird als die Gefahr der Entfremdung zwischen den Lebenswelten, und alltägliche Gewalt nur als *moralische* Entgleisung von einzelnen begriffen und damit individualisiert wird. Denn diese Fremdheit bietet Projektionsflächen zur zunehmend haltlosen Stigmatisierung der Anderen (Fremden) und ist eine (wenngleich nicht die einzige) Voraussetzung zur subjektiven Rechtfertigung sowohl von Gewalt als auch von Abschottung. Fremdwerden und Abschottung erzeugen einen Zirkel soziokultureller Ghettoisierung, ein sich selbst erhaltendes und reproduzierendes System, das den Zusammenhalt in der Gesellschaft und den Werte der Solidarität unterspült.

Der Verdacht in fast allen Milieus aufgrund von medialen Berichten ist: Es gibt faschistische, rassistische, autoritäre Tendenzen bei einigen Polizistinnen und Polizisten bzw. in verborgenen, geschlossenen Netzwerken innerhalb der Polizei. Das ist nach Auffassung vieler (v.a. von Postmateriellen, Expeditiven) nicht überraschend, weil Aufgabe der Polizei die innere Sicherheit und Ordnung ist und nicht die Förderung individueller Freiheit und Kreativität (auch wenn Sicherheit die Bedingung der Möglichkeit dieser Freiheit ist). Aber trotz dieser jüngst in Berlin, Hessen, NRW und auch Bayern aufgedeckten Fälle von rechtsextrem orientierten Chatgroups und Amtsmissbrauch durch Polizisten und Polizistinnen gibt es in der Bevölkerung ein sehr großes Grundvertrauen in die Polizei. Auf die Frage nach Ideen zur Gewaltprävention sind mehr Polizeipräsenz und eine mit mehr Befugnissen ausgestattete Polizei eine häufige Antwort. Dieses Vertrauen in die Polizei ist nicht vorbehaltlos und durchaus kritisch, beschreibt nicht einfach einen Ist-Zustand, sondern formuliert eine normative Erwartung an die Polizei. *Mehr Polizei:* diese Forderung wird geknüpft an eine aktuell notwendige Reinigung dieser staatlichen Gewalt von rassistischen, faschistischen, autoritären, ihre Macht missbrauchenden Neigungen einzelner Polizistinnen und Polizisten, aber auch

von Kollektiven und Netzwerken innerhalb der Organisation. Diese Arbeit nach innen sei schwierig, weil sie die Haltung des Selbstverdachts erfordert, nämlich die Arbeitshypothese, dass solche Neigungen und Strukturen tatsächlich bestehen, um solche überhaupt identifizieren zu können. Solcher Selbstverdacht sei psychisch und in der Binnenkommunikation herausfordernd – denn es sei (politisch und medial) eine Selbstbeschädigung. Dieser Selbstverdacht aber sei erforderlich, um das Grundvertrauen in die Polizei auf Dauer zu stellen.

Anders als noch zu Beginn des Jahrhunderts zeigen auch Milieus, die ihre Identität und ihren Lebensstil als Gegenmodell zum bürgerlichen Mainstream entwerfen (Expeditive, Hedonisten), heute eine immer noch ambivalente, aber dennoch grundlegend positive Einstellung gegenüber staatlichen Sicherheitskräften, vornehmlich der Polizei. Deren Funktion für die Sicherheit der Freiheit und Schadlosigkeit jeder und jedes Einzelnen wird von ihnen gesehen und wertgeschätzt (mehrheitlich – es gibt Ausnahmen). Gleichwohl verweisen sie umso stärker angesichts der Debatte 2020/2021 zu unverhältnismäßiger Polizeigewalt, Racial Profiling sowie von geschlossenen rechtsradikalen Netzwerken innerhalb der Polizei darauf, dass diese exzentrischen Minderheiten in der Polizei genau untersucht und ausgemerzt gehören. In diesem Befund zeigt sich – auch durch Verweise auf die Situation in anderen Ländern wie den USA, Russland, Belarus, Türkei, Polen, Ungarn ein geschärftes Bewusstsein für die Polizei und die Gewaltenteilung zur Sicherstellung einer demokratischen, freiheitlichen und offenen Gesellschaft.

Die Untersuchung zeigt, dass „Gewalt“ ein emotional stark, überwiegend (aber nicht nur) negativ besetzter und allen vertrauter Begriff ist, der zur Sortierung persönlicher Erfahrungen und medialer Berichterstattung über das dient, was sozial und moralisch unerwünscht, unerlaubt und von niederen Beweggründen ist. Es gibt einige Maßnahmen, die aus Sicht vor allem von gehobenen Milieus unbedingt notwendig sind, auch wenn sie erst mittel- und langfristige Wirkung zeitigen. Danach müsse Gewaltprävention

- in der (frühen) Kindheit anfangen in den Familien, weiter in Kitas und Schulen („Das Hauptaugenmerk auf die frühkindliche Erziehung legen; Erziehung ist alles!“);
- zum Ziel haben, Fähigkeit und Motivation auszubilden, sich in die Lage und Perspektive der (konkreten und kollektiven) Anderen hineinzuversetzen sowie die Anerkennung der anderen in ihrer Würde und Andersheit: *Empathie und Toleranz*;
- an der Frustrationstoleranz und Triebsublimierung arbeiten: Respekt vor den anderen – vor der Person unabhängig von ihren Fähigkeiten und Präferenzen (Respekt gerade nicht aufgrund der Überlegenheit des anderen oder aus Angst, beim Angriff selbst verletzt werden zu können). Allein Appelle zur Gewaltfreiheit würden nicht weit führen, weil sie als moralisierende Reize nicht verfangen

(ein Beispiel für die Wirkungslosigkeit ist etwa die 2010 eröffnete FIFA-Kampagne „Fairness und Respekt“, die reine Imagemaßnahme ist).

Man könnte aus sozialwissenschaftlicher Sicht einwenden, dass plastische Darstellungen realer Opfer von Gewalt kein sicher wirksames Mittel zur Gewaltprävention sind, sogar dysfunktional wirken können, weil sie in Konkurrenz stehen zur medialen Bilderwelt von Filmen, in denen Gewalt realistisch, intensiv und ausdauernd inszeniert, darüber hinaus stilisiert und normalisiert wird, sogar zentrales Element der Unterhaltung ist. Man könnte ergänzend einwenden, dass die Darstellung typischer Situationen und Opfer von Alltagsgewalt sogar dazu beitragen, die mentale Ausgrenzung anderer zu verstärken, weil sie bestimmte Opfer inszeniert und damit diese Personen (sowie ihre Gruppen, für die sie stehen bzw. denen sie zugeordnet werden) erneut zum Opfer macht, damit die Stigmatisierung fortsetzt und bei potenziellen Tätern Anreize setzt zur weiteren Übergriffigkeit auf Fremde. Solche Überlegungen sind nicht abwegig. Aber sie verleiten dazu, nicht mehr hinzusehen, nicht auf Gewalt in ihren Folgen hinzuweisen und nicht zu skandalisieren, dass eine Person verletzt wurde (auch wenn Dauerskandalisierung zu Abnutzungseffekten führt). Die Verletzungen von Alltagsgewalt nicht zu zeigen und nicht in der Tiefe zu beschreiben, liefe auf eine stillschweigende Akzeptanz dieser Gewalt hinaus.

Übungen dazu – etwa in Lehrmaterialien der Schulen (bspw. wie in den 1970er/1980er Jahren zu „Gastarbeitern“) – wären daraufhin zu kontrollieren, keine stereotypen Bilder vom Anderen zu erzeugen („die Flüchtlinge“, „die Mercedes-Fahrer“, „die Obdachlosen“, „diese Radfahrer“ etc.). Solche Kategorisierungen tragen zur mentalen Ghettoisierung bei. Mit Blick auf Präventionskonzepte treten mehrere, gegensätzliche primäre Perspektiven (oder Prioritäten) miteinander in Konkurrenz:

- Soll eine Prävention bei den Tätern und Täterinnen ansetzen oder bei den Opfern? Ist eine Prävention, die an Tätern ansetzt, nicht effektiver als eine Stärkung potenzieller Opfer? Oder produziert eine ausgeprägte Täterfokussierung einen lediglich sekundären Blick auf Opfer und macht diese damit erneut zu Opfern? Vor allem Betroffene von Gewalt berichten, dass zwar anfangs über das Leid des Opfers geschrieben und geredet werde, aber das werde schnell langweilig. Spannender für die mediale und politische Aufmerksamkeit seien Täter. Die Unerhörtheit und Brutalität einer Tat, die Abgründe der Motive, die Wurzeln psychischer Disposition in Kindheit und Lebensverlauf lieferten sehr viel mehr Anknüpfungspunkte für spannende Geschichten als das Opfer, das von ihm (meist) zufällig ausgewählt wurde. Über Täter zu sprechen sei spannender, weil diese den aktiven Part hätten, mit merkwürdiger Attraktivität: Die Anziehungskraft des Monsters, Psychopathen, Terroristen. Opfer hingegen erscheinen passiv, alltäglich, normal,

unspannend – und beschädigt. Daher die Forderung von Betroffenen für mehr Opferfokussierung: (1) Potenzielle Opfer stärken, damit sich Täter gar nicht erst trauen oder sie als Opfer nicht mehr infrage kommen; (2) nach einer Gewalttat mehr Aufmerksamkeit und Unterstützung für das Opfer. Die zentralen Fragen nach einer Gewalttat sollten sich hauptsächlich auf das Opfer (und nicht auf den oder die Täter) beziehen. Das fordere die Politik darüber nachzudenken, ob die bestehenden Institutionen hinreichend ausgewogen sind in Anzahl, Angebotspalette und Differenziertheit der Strukturen mit Blick auf Täter einerseits, Bedarfe und Bedürfnisse von Opfern andererseits.

- Ein Teil der Bevölkerung hat jenseits der strafrechtlich relevanten Gewalt einen individuellen Gewaltbegriff, der Gewalt allein als *subjektives Erleben* bestimmt: Wenn eine Person einer anderen Person etwas zufügt, physische oder psychische Schmerzen hinterlässt, liege es allein im Ermessen des bzw. der Betroffenen, ob das Gewalt sei. Allein das Opfer könne dies erkennen und definitiv bestimmen. Das umfasse nicht nur körperliches, sondern auch emotionales und atmosphärisches Spüren, ob das Verhalten eines Gegenüber auf sie als Gewalt einwirke. Hier seien die Menschen unterschiedlich robust. Dem setzen andere entgegen, dass bei einem subjektiven Gewaltbegriff manchen gar nicht klar werde, dass ihnen Gewalt angetan werde. Insofern sei es Aufgabe der Präventionsarbeit, die Menschen zu *sensibilisieren* für objektive Verhaltensweisen und Routinen, die nur noch nicht als Gewalttaten gesehen und auf diesen Begriff gebracht werden, die bisher ausgehalten und permanent normalisiert werden. Manche seien durch die Dauerhaftigkeit taub und unempfindlich geworden gegenüber solcher Gewalt, hätten sich auch selbst innerlich hart gemacht, um die Situation überhaupt auszuhalten. Das gelte nicht nur für Kinder, sondern auch für Erwachsene, für eine Reihe von Formen struktureller Gewalt, häuslicher Gewalt, sexueller Gewalt, psychischer Gewalt, verbaler Gewalt, Stigmatisierung, Mobbing, autoritäre Fremdbestimmung etc., über die als *objektive Gewalt aufzuklären* wäre.

Milieuspezifische Perspektiven auf Gewalt

Entscheidend für eine zielorientierte, effektive und nachhaltige Gewaltprävention ist es, die verschiedenen Gewalterfahrungen und Gewalteinstellungen der Menschen zu verstehen, auch ihre subjektiven Vorstellungen zur Gewaltprävention bei der Entwicklung von Konzepten und Durchführung von Maßnahmen zu berücksichtigen, so spontan und monokausal solche Vorschläge auch sind. Das meint nicht, die Vorstellungen der Bevölkerung eins zu eins zu bedienen, sondern sich auf das Spielfeld der jeweiligen Zielgruppe zu bewegen. Die Untersuchung belegt, dass Wahrnehmungen, Erfahrungen, Deutungen und Einstellungen zu Gewalt zwischen den sozialen Milieus nicht totalitär andere

sind, aber doch so verschieden hinsichtlich Selektivität, Logik, Sensibilität und Lösungsperspektiven, dass ein genaues Hinsehen und politisch-praktisches Beachten lohnen. Im Folgenden werden diese milieuspezifischen Logiken kurz vorgestellt, zunächst in textlicher Beschreibung der zentralen Aspekte sowie anschließend in grafischer Übersicht. Das entbindet nicht davon, sich die ausführlichen dichten Beschreibungen für jedes einzelne Milieu anzueignen. Es ist für die Leserin und den Leser bei jedem Milieu ein Eintauchen in eine andere (Lebens-)Welt mit je eigener Biosphäre.

Vorbemerkung: Im Folgenden werden Wahrnehmungen von Gewalt aus der jeweiligen Binnenperspektive jedes einzelnen Milieus beschrieben. Die Darstellungen sind mehr als bloße Wiedergabe dessen, was in den Interviews gesagt wurde, sondern Ergebnis der hermeneutischen Rekonstruktion der Interviews und ihrer sozialwissenschaftlichen Analyse. Dazu gehört auch die methodologische Annahme, dass die Angehörigen eines Milieus Expertinnen und Experten ihrer Lebenswelt sind. Damit sind deren Perspektiven noch längst nicht „wahr“, vollständig und umfassend. Die milieusubjektive Sicht ist eine Konstruktion, der Befund somit eine Rekonstruktion der Wirklichkeitskonstruktionen der Angehörigen eines Milieus.

Die Milieubefunde sind Fenster in die soziale Wirklichkeit von Gewalt. Wenn es um Alltag und Alltagsgewalt geht, gibt es für eine *empirische* Untersuchung¹³ keinen (milieu-)neutralen Zugang, sondern nur den Zugang über Menschen mit ihren Wahrnehmungen, Deutungen, Einstellungen. Multiperspektivität unterschiedlicher Blickweisen auf dasselbe wäre ein Instrument, um sich einen objektiveren Informationsstand über Gewalt im Alltag zu verschaffen. Doch die Multiperspektivität blickt nicht auf dasselbe, sondern ist abhängig von ihrer Alltagswirklichkeit, und diese ist für jedes Milieu (und Geschlecht) eine immer auch etwas andere: Es gibt Erfahrungen von Gewalt in einem Milieu, die es in einem oder mehreren anderen Milieu gar nicht gibt, oder in geringerem Maße, in anderen Zusammenhängen und Formen, wenngleich es Überschneidungen und Ähnlichkeiten gibt. Was die Deutung ebenso schwierig wie spannend macht, ist, dass es zwei Variablenbündel gibt, die beim Verstehen in den Blick zu nehmen sind: (1) die soziale Lagerung eines Milieus in ihrem gesellschaftlichen Zusammenhang und (2) die innere Konstitution eines Milieus (Wahrnehmung, Deutung und Praxis). So werden in den Gewaltbeschreibungen der Frauen und Männer verschiedener Milieus typologische Einstellungen und Erfahrungen kristallin und drücken sich in Narrativen aus. Diese sind selbst ein Datum und eine objektive Tatsache.

Das ist der Grund, warum die folgenden Beschreibungen zu den Erfahrungen und Einstellungen eines jeden Milieus zu Gewalt nicht in indirekter Rede formuliert sind, die eine Wiedergabe der subjektiven Milieuperspektive signalisieren würde, sondern formuliert sind im Indikativ, der suggeriert, dass diese Beschreibung objektiv die Wirklichkeit abbildet. Das genau tut sie: Die Beschreibungen geben wieder, wie die Realität in einem

13 Man kann auch nicht-empirisch über Gewalt nachdenken, etwa philosophisch, theologisch, sozialtheoretisch.

Milieu typischerweise wahrgenommen und gedeutet wird, was in einem Milieu als evident, offensichtlich, „wahr“ gilt. Diese – je nach Milieu andere – Wirklichkeitsdeutung und das milieuspezifische Narrativ sind die soziale Realität, um die es im Folgenden geht.

Im Milieu **Etablierte** dominiert die Wahrnehmung, dass alltägliche Aggressivität und Gewaltbereitschaft gewachsen sind, dass die Gewaltformen nicht mehr so krude wie in früheren Zeiten sind, dafür aber in den Mitteln differenzierter und subtiler. Sie verletzen damit nicht weniger die Selbstbestimmung des Einzelnen. Viele der vor einigen Jahren gültigen körperlichen, verbalen und sozialen Tabuzonen werden immer häufiger durchbrochen, meistens aus egoistischen Motiven. Während sie in ihrer Lebenswelt unmittelbare brutale Gewalt nicht erleben, beobachten Etablierte und sind selbst betroffen von Aggressivität in öffentlichen Räumen, deren Gewalt sie als Verstoß gegen die guten Sitten und die persönliche Würde begreifen.

Es sind fast nur Frauen, die über Formen häuslicher Gewalt in ihrem Bekannten- und Nachbarschaftskreis berichten, also in Haushalten der Oberschicht. Diese häusliche Gewalt an Frauen und an Kindern ist nach ihrer Beobachtung durch verschiedene Verschleierungsmittel der Upperclass meistens unsichtbar und ungehört (Villa mit großem Grundstück) und sie wird – im Gegensatz zur häuslichen Gewalt in der Mittel- und Unterschicht – hier nicht vermutet, wird durch exklusiven Lebensstil, elaborierte Kommunikation, Connoisseurship und Distinktion (Sinn für die feinen Unterschiede) nach außen auch verdeckt. Und gerade deshalb wird diese Gewalt in ihrer Dramatik vom sozialen Umfeld (Nachbarn, Freunde) nicht anerkannt oder ernst genommen; auch seitens mancher Mitarbeiterinnen von Hilfsorganisationen, bei denen die Klage seitens der betroffenen Frau (oder ihrer Vertrauten) als Luxusproblem abgetan wird, als unglaublich gilt, auch Häme über Upperclass-Frauen spürbar ist, oder Angst und Unsicherheit bestehen, wie man gegenüber einem beruflich erfolgreichen Mann mit hohem sozialem Prestige und bestem Netzwerk vorgehen sollte, ohne sich selbst in Schwierigkeiten zu bringen. Groß sind die Kommunikationshürden, sich einer Frau (oder einem Mann) in einer Hilfsorganisation anzuvertrauen. Es ist nicht zu vernachlässigen, dass das sozial-hierarchische Gefälle dabei ein wesentlicher Faktor ist, der Hemmungen erzeugt. Das wohlhabend-exklusiv erscheinende Outfit der Frauen verdeckt ihre Armut an Handlungsalternativen. Diesen Frauen fehlen oft finanzielle Ressourcen und soziale Netzwerke, um weggehen zu können, zumal sie dann ihre Kinder verlieren würden (so die Befürchtung); und das Jugendamt ist oft ohnmächtig oder devot bei Fällen von Wohlstandsverwahrlosung.

Dieses Thema kommt seitens der Männer im Milieu selbst nicht zur Sprache: Stattdessen diagnostizieren sie – was auch Frauen aus dem Milieu tun – mit Entsetzen die zunehmende Gewalt seitens der politischen Rechten (Pegida-Demos, Mord an Lübcke, Combat 18); Gewalt aus der bürgerlichen Zivilbevölkerung gegenüber Hilfskräften zur Durchsetzung des eigenen Voyeurismus (bspw.